

Petzer · Steiner (Hg.)
Synergie

TRAJEKTE

Eine Reihe des Zentrums für
Literatur- und Kulturforschung Berlin

Herausgegeben vom
Zentrum für Literatur- und Kulturforschung

Tatjana Petzer · Stephan Steiner (Hg.)

Synergie

Kultur- und Wissensgeschichte einer Denkfigur

Wilhelm Fink

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der VolkswagenStiftung

Umschlagabbildung:

Igor Sacharow-Ross: ohne Titel, aus dem Zyklus „Syntopie der Orte“
Mischtechnik auf Papier, 1995

Mit freundlicher Genehmigung des Künstlers und David Ertl (Fotograf).

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Dies betrifft auch die Vervielfältigung und Übertragung einzelner Textabschnitte, Zeichnungen oder Bilder durch alle Verfahren wie Speicherung und Übertragung auf Papier, Transparente, Filme, Bänder, Platten und andere Medien, soweit es nicht §§ 53 und 54 UrhG ausdrücklich gestatten.

© 2016 Wilhelm Fink, Paderborn
(Wilhelm Fink GmbH & Co. Verlags-KG, Jühenplatz 1, D-33098 Paderborn)

Internet: www.fink.de

Einbandgestaltung: Evelyn Ziegler, München
Printed in Germany
Herstellung: Ferdinand Schöningh GmbH & Co. KG, Paderborn

ISBN 978-3-7705-5896-4

DIETER THOMÄ

Synergie und Sympathie

Eine sozialphilosophische Skizze

Mein Beitrag handelt von zwei Begriffen, die gleichermaßen gut eingeführt sind, aber üblicherweise nicht gemeinsam verhandelt werden: Sympathie und Synergie. Die Disziplinen und Kontexte, in denen sie heute auftreten, sind weit voneinander entfernt: Die Synergie hat ihre Domänen in Technik und Wirtschaftswissenschaft, der Sympathie sind vor allem Philosophie und Psychologie zugetan. Freilich sind diese Wörter so nahe miteinander verwandt, dass es verwunderlich oder gar bedauerlich ist, sie beziehungslos nebeneinander stehen zu sehen. Immerhin gibt es Diskussionen, in denen dieses Tandem zwar nicht namentlich auftritt, aber der Sache nach zum Thema gemacht wird. Diese Diskussionen möchte ich aufgreifen und vorantreiben, denn das Tandem Synergie/Sympathie hat, wie ich meine, erhebliches sozialtheoretisches Potential.

Vorausgeschickt seien kurze Definitionen meiner zwei Leitbegriffe. Das Vokabular ist schnell gesichtet. Die Vorsilbe *Syn* bedeutet ‚zusammen, mit‘. Das Wort *ergon* – ‚Werk‘ (vgl. auch *ergazesthai* – ‚am Werk sein‘, ‚werken‘, ‚handeln‘) tritt philosophisch häufig in enger Nachbarschaft zu *praxis* auf, etwa am Beginn der *Nikomachischen Ethik* des Aristoteles. *Pathè* heißt bekanntlich ‚Leiden‘ und ‚Leidenschaft‘, *pathein* ‚leiden‘. Zu beachten ist im Griechischen, Deutschen und vielen anderen Sprachen die semantische Bandbreite von *pathè* und *pathein*: Auf der einen Seite wird das Leiden betont, also ein Zustand, in dem man von etwas betroffen ist oder – neutral gesagt – *passiv* ist. Auf der anderen Seite wird die Leidenschaft betont, die gleichfalls für einen Zustand steht, in dem man von etwas betroffen ist; dabei geht es nun aber nicht um ein fremdes Handeln, sondern um die eigenen Gefühle, denen man ausgesetzt, von denen man ergriffen ist. Man befindet sich in einem Zustand, in dem man weiterhin nicht handelt, der aber gleichwohl nicht als bloß passiv beschrieben werden kann. Von seinen Gefühlen ergriffen, kann man sich sehr lebendig und energisch fühlen. Mit der Energie nähert sich der leidenschaftliche Mensch der Tätigkeit an, denn *en-ergeia* leitet sich von *ergon* ab.

Mit Synergie ist Zusammenwirken, Zusammenhandeln gemeint; Sympathie steht für Mitleiden, Mitfühlen, Zusammen-etwas-Fühlen. Synergie hat dabei nicht nur den technischen, technokratischen Sinn, der die Verwendung dieses Ausdrucks dominiert, wenn etwa von einer Zusammenlegung oder Bündelung von Kräften bei der Fusion von Unternehmen die Rede ist. Doch sogar mit diesem speziellen Fall von Synergie, die bei einer Fusion freigesetzt wird, hält man den Zipfel eines grundlegenden sozialphilosophischen Themas in der Hand, denn auch hier geht es um die Koordination und Kooperation von Akteuren. Unter diesem Thema sind

Synergie und Sympathie wie unter einem Dach vereint. Anhand des Tandems von Sympathie und Synergie lassen sich verschiedene Formen der Vergesellschaftung, des Zusammenseins von Menschen unterscheiden und darüber hinaus auch beurteilen.

Ich möchte in diese begriffliche Konstellation an der Schnittstelle von Sozialphilosophie und Ökonomie tiefer eindringen, indem ich auf einen der wichtigsten Theoretiker der Sympathie zurückgehe, der – wie sich zeigen wird – auch einer der wichtigsten Theoretiker der Synergie ist: Adam Smith. Bei Smith sehe ich eine Leerstelle, die ich mit Hilfe von Jean-Jacques Rousseau zu schließen versuche. Die Tragfähigkeit meines Deutungsangebots erprobe ich schließlich mittels eines kurzen Ausblicks auf Sigmund Freud.

Sympathie bei Adam Smith

Ich beginne mit einer Definition der Sympathie, für die ich mich auf Adam Smiths *Theory of Moral Sentiments* stütze und die drei Hauptpunkte umfasst: die Homologie von Verhaltensweisen, die Relation zwischen den Sich-Verhaltenden und die inhaltliche Qualität von deren Verhalten. Sympathie beruht demnach auf einer Homologie, einer Entsprechung zwischen zwei Verhaltensweisen. An einem Beispiel lässt sich das illustrieren: Karl verhält sich irgendwie (sagen wir: er leidet), und Otto zieht mit. Man kann sagen, dass man sich von einem anderen Menschen anstecken lässt oder dessen Verhalten nachahmt und sich in ihn hineinversetzt. Die Stichworte zur Beschreibung dieses Sachverhalts lauten Mimesis, Affizierung oder *emulation*. Die Homologie lässt sich einerseits als Bewegung beschreiben, in der etwas vom anderen auf mich übergreift, oder umgekehrt als Bewegung, in der ich mich auf den anderen zubewege. Welche Richtung auch immer diese Bewegung hat, sie führt dazu, dass sich zwei Menschen teilweise zur Deckung bringen oder sich überschneiden. Adam Smith sagt in seiner *Theory of Moral Sentiments*: Wenn wir mit einem anderen Menschen sympathisieren, dann werden wir „gewissermaßen eine Person mit ihm“ („in some measure the same person with him“).¹

Diese Homologie reicht freilich noch nicht aus, um Sympathie definitorisch zu erfassen. Denn es gibt Formen sozialen Verhaltens, bei denen genau diese Homologie greift, ohne dass sie freilich ‚sympathetisch‘ im strengen Sinne sind. Man

1 Adam Smith: *The Theory of Moral Sentiments* (1759), Cambridge: Cambridge University Press 2002, hier S. 12, dt.: *Theorie der ethischen Gefühle*, Hamburg: Meiner 1994, hier: S. 2. Vgl. Stephen Darwall: „Sympathetic Liberalism: Recent Work on Adam Smith“, in: *Philosophy and Public Affairs* 28 (1999), S. 139–164, hier S. 160. Bei der Bestimmung der Sympathie und der Smith-Interpretation übernehme ich in abgewandelter Form einige Passagen aus früheren Arbeiten. Vgl. Dieter Thomä: „Lebensteilung und Mitleid“, in: Guido Löhrer/Christian Strub/Hartmut Westermann (Hg.): *Philosophische Anthropologie und Lebenskunst*, München: Fink 2005, S. 139–154, hier S. 146–154. Ders.: *Totalität und Mitleid. Richard Wagner, Sergej Eisenstein und unsere ethisch-ästhetische Moderne*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2006, hier S. 211. Ders.: „Leben als Teilnehmen. Überlegungen im Anschluss an Johann Gottfried Herder“, in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 59 (2011), S. 5–32, hier S. 19–22.

denke etwa an einen Roulettetisch, an dem ein aufmerksamer Zaungast bemerkt, dass einer der Spieler einen ‚Lauf‘ hat, also dauernd gewinnt. Er wird dann versucht sein, sich homolog zu verhalten, also immer auf die gleichen Zahlen oder Farben zu setzen wie jener Glückspilz. Oder man denke an einen Lastwagenfahrer, der seinen Tempostat genau auf die Geschwindigkeit seines Vordermanns einstellt und gemütlich vor sich hin fährt. Oder man denke an Karl, der gähnt, und Otto, der dann auch gleich gähnt. Homologie ist eine notwendige, aber keine hinreichende Bestimmung von Sympathie.

Warum ist es falsch, das mimetische Verhalten einer Person, die *auch* auf das rote Roulettfeld setzt oder *auch* gähnt, ‚sympathetisch‘ zu nennen? Bei der Sympathie handelt es sich nicht einfach um eine Sequenz von zwei gleichartigen Handlungen nach dem Schema ‚Karl gähnt, Otto gähnt‘ etc. Bei der Sympathie wiederholt Otto nicht einfach, was Karl tut. Zugegeben: Auf den ersten Blick sieht es so aus, als würde das Gefühl des Ersten einfach im Gefühl des Zweiten repliziert oder reproduziert: „Wenn wir sehen“, so schreibt Adam Smith an einer Stelle, die Gotthold Ephraim Lessing in seine *Laokoon*-Schrift aufgenommen hat, „wie jemand einen Schlag auf den Arm oder das Schienbein bekomm[t] [...], so fahren wir natürlicher Weise zusammen, und ziehen unsern eigenen Arm, oder Schienbein, zurück; und wenn der Schlag wirklich geschieht, so empfinden wir ihn gewissermaßen eben sowohl, als der, den er getroffen“. ² Entscheidend ist nun aber die bewusste Bezugnahme der mitleidenden auf die leidende Person. Man tut nicht einfach das Gleiche, sondern die Gleichheit tritt eigens ins Bewusstsein. Wer Mitleid empfindet, fühlt sich an das Leid der ersten Person gebunden und auf es bezogen. Dieses erste Leiden ist primär, bedrängend, bedrückend, beim Mit-Leiden handelt es sich um einen „Affekt zweiter Ordnung“, einen „second-order affect“. ³ Wenn Karl gähnt und Otto *auch* gähnt, stehen diese zwei Verhaltensweisen homolog nebeneinander, ohne dass es nötig wäre, dass sich Otto irgendwie in den Seelenzustand Karls hineinversetzte. Anders sieht es beim Mitleid aus. Wenn Otto Mitleid empfindet, dann geht er eine Verbindung mit Karl ein, er begibt sich vielleicht sogar in eine emotionale Abhängigkeit. In einer Beziehung, die durch Leid und Mitleid bestimmt ist, hat die leidende Person sozusagen einen Vorsprung, sie löst bei der anderen Person eine Re-Aktion oder, wenn man so will, eine Re-Passion aus. Otto tut nicht einfach das Gleiche wie Karl, jenseits ihrer je eigenen Verhaltensweisen ist Ottos Bezug auf Karl ein eigener, zusätzlicher Zug in diesem Spiel.

Diese Abfolge oder Abkünftigkeit im Verhältnis zwischen Karl und Otto, zwischen ihren Gefühlen, ist freilich nur eine spezielle Erscheinungsform des sympathetischen Verhaltens, das sich über das Gähnen und Noch-mal-Gähnen erhebt. Ich habe bereits hervorgehoben, dass das Mitleid an eine Verbindung, eine Bezug-

2 Smith: *Theory* (Anm. 1), S. 35, dt.: S. 35. Vgl. Gotthold Ephraim Lessing: „Laokoon“ (1766), in: ders.: *Werke*, Bd. 6, München: Hanser 1974, S. 7–188, hier S. 36. Ich folge Lessings Übersetzung.

3 David E. Wellbery: *Lessing's Laocoon. Semiotics and Aesthetics in the Age of Reason*, Cambridge: Cambridge University Press 1984, S. 165.

nahme zwischen Personen gebunden ist. Sie tritt nicht nur in Form der Sequenz auf, die vom primären, direkten Leid zum sekundären, indirekten Mitleid führt. Man kann und muss diese Bezugnahme oder Verbindung zwischen den beteiligten Personen allgemeiner fassen. Es geht darum, dass bei der Sympathie eine Erfahrung geteilt werden kann oder faktisch geteilt wird, ohne dass der Sympathisierende gewissermaßen hinterherhinken müsste. Denkbar ist neben der Abfolge von Leid und Mitleid auch der Fall, dass zwei Menschen geradewegs von der gleichen Erfahrung heimgesucht werden und sich über ihr primäres Gefühl ein sekundäres Gefühl der Gemeinsamkeit legt. Adam Smith hat der Sympathie deshalb den treffenden Begriff des „fellow-feeling“ zugeordnet, der üblicherweise blass und behelfsmäßig mit „Mitgefühl“ übersetzt wird.⁴

Die sympathetische Beziehung oder Bindung, die in primäre und sekundäre Erfahrungen gegliedert ist, steht für Zusammengehörigkeit; anhand dieses Merkmals lässt sich deshalb auch die Unterscheidung zwischen Sympathie und Empathie schärfen. Es würde für die Sympathie nicht ausreichen, wenn Otto versuchte, sich in Karl einzufühlen, also ein Verhalten an den Tag zu legen, das die Psychologen Empathie nennen. Die Vorsilben sind hier entscheidend: Sich in einen anderen einzufühlen ist ein einseitiger Prozess. Theaterzuschauer befeißigen sich dieser Haltung ebenso wie Therapeuten, die darauf zu achten haben, dass sie sich im Erfolgsfall, beim guten Ende, aus der Beziehung oder dem Arbeitsbündnis mit ihrem Klienten herausziehen. Als empathisch wird aber auch das Verhalten hinterhältiger Beobachter bezeichnet, die versuchen, sich möglichst perfekt in einen Gegner oder ein Opfer hineinzusetzen, um herauszufinden, was dessen nächster Zug im Spiel ist. Im Unterschied zur Empathie hat die Sympathie eine Wir-Dimension.⁵ Man kann geteiltes Leid erfahren, man kann die Geteiltheit selbst erfahren. Diese sekundäre Erfahrung der Zusammengehörigkeit muss prinzipiell auch dem primär Leidenden zugänglich sein, sofern er denn in der Lage ist wahrzunehmen, dass ein anderer mit ihm mitfühlt. Daran ändert auch die Tatsache nichts, dass manchen, denen Sympathie zuteil wird, der Genuss verwehrt bleibt, davon direkte Kenntnis zu erlangen.

Bislang kreisten die Überlegungen zur Sympathie vor allem um Leid und Mitleid. Dies liegt nahe, weil Sympathie etymologisch eben Mitleid meint. Es ist frei-

⁴ Smith: *Theory* (Anm. 1), S. 13, dt.: S. 4.

⁵ Die terminologische Abgrenzung zwischen Empathie und Sympathie wird in verschiedenen Disziplinen unterschiedlich – und auch anders als hier vorgeschlagen – vorgenommen. So wird in der ökonomischen Spieltheorie von der Empathie des Kreditheils gesprochen, der den nächsten Zug seines Opfers vorausahnt. Vgl. Ken Binmore: *Game Theory and the Social Contract*, Bd. 1, Cambridge, MA: MIT Press 1994, S. 288. Dagegen verwenden Psychologen und Psychotherapeuten den Begriff Empathie in einem umfassenderen Sinne und betonen dabei die emotionale Identifikation und Anteilnahme zwischen Personen in einer Weise, wie ich sie in diesem Beitrag aus Gründen der Klarheit für die Sympathie reservieren möchte. Vgl. – neben anderen Beiträgen aus demselben Sammelband – Monika Dullstein: „Einführung und Empathie“, in: Thiemo Breyer (Hg.): *Grenzen der Empathie. Philosophische, psychologische und anthropologische Perspektiven*, Paderborn: Fink 2013, S. 93–107. Ich kann auf diese disziplinären Differenzen an dieser Stelle nicht ausführlich eingehen.

lich üblich, der Sympathie ein breites Spektrum nicht nur negativer, sondern auch positiver Erfahrungen zuzuweisen, während Mitleid auf Leid spezialisiert ist. Dass man dieses breitere Spektrum ausnutzt, wird durch die Etymologie freilich schon nahegelegt: Man nutzt damit die Klaviatur der verschiedenen Spielformen der *pathè* oder der Passionen aus. Passionen können bekanntlich auch aufregend sein. Es gibt eine ganze Bandbreite von Verhaltensweisen, die das interaktive oder interpassive Spiel der Sympathie auslösen. Drittes Merkmal der Sympathie ist eine – sehr weit gefasste – Klasse von Verhaltensweisen, die unter ihrem Dach firmieren. Es ergibt sich eine Bandbreite von Belastung zu Begeisterung, von Passivität zu Passion.

Nicht erst heute ist von Sympathie in diesem breiten Sinne die Rede, sondern auch schon zur Zeit Adam Smiths. Er schreibt:

Nicht nur solche Umstände, die Schmerz oder Kummer hervorrufen, erwecken unser Mitgefühl. [...] ‚Erbarmen‘ und ‚Mitleid‘ sind Wörter, die dazu bestimmt sind, unser Mitgefühl mit dem *Kummer* anderer zu bezeichnen. Das Wort ‚Sympathie‘ kann dagegen, obgleich seine Bedeutung vielleicht ursprünglich die gleiche war, jetzt doch ohne Verstoß gegen den Sprachgebrauch dazu verwendet werden, um unser Mitgefühl mit jeder Art von Affekten zu bezeichnen.⁶

So können also die Affekte, die im „fellow-feeling“ aufgegriffen werden, sowohl negativ wie auch positiv sein: „Sympathie [verstärkt] die Freude und erleichtert den Kummer. Sie verstärkt die Freude, indem sie eine neue Quelle der Befriedigung darbietet, und sie erleichtert den Kummer, indem sie dem Herzen die einzige angenehme Empfindung einflößt, für die es in jenem Augenblick empfänglich ist.“⁷ Hier wie dort, bei Freude und Kummer, handelt es sich um eine emotionale Ergriffenheit, eine Gemeinsamkeit der Betroffenheit. Sympathie bezieht sich auf Konstellationen, in denen eine Person mit der anderen emotional ‚mitgeht‘ oder mit ihr ‚auf einer Wellenlänge‘ ist.

Der Ausdruck ‚Sympathie‘ passt, wenn man sich mit jemandem mitfreut oder an dessen Glück Anteil nimmt, sowie auch dann, wenn zwei sich aneinander freuen, wenn sie zum Beispiel sagen, dass sie ‚Sympathie füreinander empfinden‘. Dann verselbständigt sich die Sympathie vollends. Sie ergibt sich nicht im Ausgang von einem ersten Sachverhalt der Freude oder des Kummers, der in der Verbindung zwischen zwei Menschen geteilt wird, sondern wird zum Ausdruck des Gefühls der Zusammengehörigkeit selbst.

Sympathie steht damit, zusammenfassend gesagt, für ein Gegenprogramm zu der Vorstellung, dass das Glück des Einen in Konkurrenz zum Glück des Anderen stehe – also auch ein Gegenprogramm zu dem brutalstmöglichen Diktum in dieser Sache. Es stammt von Thomas Hobbes: „Fremdes Unglück zu sehen, ist etwas Angenehmes; denn es gefällt, nicht sofern es ein Unglück ist, sondern sofern es ein

⁶ Smith: *Theory* (Anm. 1), S. 13, dt.: S. 4.

⁷ Smith: *Theory* (Anm. 1), S. 18, dt.: S. 11.

fremdes Unglück ist. [...] Ebenso ist es etwas Unangenehmes, fremdes Glück zu sehen, jedoch nicht sofern es Glück ist, sondern sofern es *fremdes* Glück ist.“⁸

Synergie und die Grenzen der Sympathie

Es ist leicht zu erkennen, dass die Definition der Sympathie auch schon auf ein gewisses Synergieverständnis ausgreift – und zwar beim dritten Punkt, bei der Bandbreite der Sympathie von Kummer bis Freude, von Belastung bis Begeisterung. Am äußersten positiven Ende dieses Spektrums, also z. B. – mit Smith – bei der „Freude“, hat man es keineswegs nur mit Phänomenen zu tun, die sich in Betroffenheit oder Ergriffenheit erschöpfen. Es gibt Passionen, die – dem Namen zum Trotz – eng mit Aktionen verbunden sind oder sich geradezu selbst zu Aktionen auswachsen. Das zeigt schon die Wortwahl: Wer einem anderen in Sympathie ‚zugetan‘ ist, scheint im Zugetansein ja schon etwas zu tun. Er ist gewissermaßen *synergetisch* tätig. Das Wort „fellow-feeling“ passt unschlagbar gut zu solchen Erfahrungen sozial erfahrener Synergie. Bevor von diesem „fellow-feeling“ und vom Umschlagen der Sympathie in Synergie die Rede ist, muss ich allerdings auf einen weiteren Schauplatz hinweisen, auf dem bei Smith Synergie in Erscheinung tritt. Dieser Schauplatz findet sich nicht in der *Theory of Moral Sentiments*, sondern in *The Wealth of Nations*.

Wie fügt sich das berühmteste Motiv aus diesem Buch, die „unsichtbare Hand“,⁹ in den hier verhandelten Sachverhalt ein? Der Eine tut etwas, der Andere tut etwas, jeder verfolgt nichts als sein Eigeninteresse, und auf wundersame Weise sind diese eigenständigen Handlungen so koordiniert, dass es zum Zusammenspiel der ökonomischen Subjekte kommt. Man kann dies mit gutem Recht als Synergie bezeichnen. Die ökonomische Kooperation qua Synergie aus Smiths *Wealth of Nations* tritt also neben die moralische Kooperation qua Sympathie aus Smiths *Theory of Moral Sentiments*.

Eine derartige ökonomische Synergie ist allerdings mit Vorsicht zu genießen. Denn das ‚Syn‘ ist in diesem Fall gewissermaßen ein Spätstarter. Jeder denkt an sich und nur an sich, erst hinterher oder nebenbei stellt sich heraus, dass der Eine eben dadurch, dass er im eigenen Interesse handelt, dem Interesse des Anderen dient. Das Gemeinsame spielt hier nicht schon eine konstitutive Rolle bei der Selbstwerdung, es gehört nicht zur Identitätsbildung, sondern entsteht erst aufgrund eines Aktes, in dem sich ein Individuum mit fertigen Präferenzen auf andere einlässt. Ähnlich liegt der Fall übrigens bei der technischen Synergie, bei der verschiedene Prozesse phasenweise zusammengeführt werden, um dann wieder auseinanderzulaufen und in verschiedenen Richtungen optimierte Ergebnisse zu erbringen.

⁸ Thomas Hobbes: *Vom Menschen. Vom Bürger. Elemente der Philosophie II/III*, Hamburg: Meiner 1994, S. 26. Vgl. Herfried Münkler: *Thomas Hobbes*, Frankfurt a. M.: Campus 1993, S. 103.

⁹ Adam Smith: *The Wealth of Nations* (1776), New York, NY: Modern Library 2000, S. 485.

Im Fall der „unsichtbaren Hand“ ist das Sich-auf-andere-Einlassen ein Sich-Vertragen, es basiert typischerweise auf einem Vertrag, zuvörderst auf einem Kaufvertrag, bei dem die Interessen des Einen und des Anderen zum Zuge kommen sollen. Zu dieser vertragstheoretischen Konstruktion bemerkt Johann Gottfried Herder in kritischer Absicht und im Geist der Sympathie: „Gegenseitige Mitteilung fodern [sic!] und genießen wir nicht ‚aus einem ursprünglichen Verträge, der durch die Menschheit selbst *diktirt* ist;‘ (fremde Wortspiele!) sondern weil ein gemeinschaftliches Bedürfnis uns bindet, weil wir zu gegenseitiger Mitteilung die dringendsten Neigungen und Triebe in uns fühlen.“¹⁰

Das wirkungsmächtigste Beispiel für eine solche vertragstheoretisch ausgedünnte Fassung der Synergie ist bekannt – und damit komme ich wieder zurück zu der „unsichtbaren Hand“ aus Smiths *Wealth of Nations*: Der Bäcker, der darauf aus ist, viel zu verkaufen, wird versuchen, im Wettbewerb mit anderen gleiche Qualität zum niedrigeren Preis oder bessere Qualität zum gleichen Preis anzubieten; die Kunden werden davon profitieren. Das „Syn“ reist dabei gewissermaßen inkognito mit. Das günstige Zusammenwirken der einzelnen Akte des Verkaufens und Kaufens ist ein Nebeneffekt, es liegt nicht in der bewussten Absicht der Beteiligten. Zwar besteht eine Beziehung zwischen den Menschen, man würde diese Beziehung aber nicht jener starken Bindung gleichstellen, die etwa bei der Sympathie anzutreffen ist. Es wäre auch übertrieben, bei der Beziehung zwischen dem Bäcker und seinem Kunden vom „fellow-feeling“ zu sprechen. Die Gemeinsamkeit ist radikal ausgedünnt.

In anderem Zusammenhang¹¹ habe ich dargestellt, dass sich diese vertragstheoretische Tauschbeziehung eines Mediums bedient oder über ein Medium vermittelt wird, das diese Ausdünnung vorantreibt. Geld als symbolisches Medium funktioniert bemerkenswerter- und merkwürdigerweise so, dass es nicht – wie man dies etymologisch vom *symbolon* kennt – verbindet oder zusammenbringt. Das Geld lässt Menschen zwar punktuell in Austausch treten, aber hält sie zugleich auf Distanz, trennt sie in einer unpersönlichen Sphäre voneinander und funktioniert im Wortsinne dia-bolisch. Diese Verschränkung von Bindung und Trennung ist nur möglich, weil hier eine ausgedünnte Synergie am Werk ist. Das Geld ist ein symbolisches Medium, das in Tat und Wahrheit diabolisch ist.¹²

Ich will hier nicht die notorischen Probleme der „unsichtbaren Hand“ erörtern oder die Frage beantworten, ob es diese „Hand“ überhaupt gibt. Ergiebig ist der

10 Johann Gottfried Herder: „Kalligone“ (1800), in: ders.: *Werke in zehn Bänden*, Bd. 8, Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker Verlag 1998, S. 641–964, hier S. 773. Herder verwendet ein Zitat aus Immanuel Kant: „Kritik der Urteilskraft“ (1790), in: ders.: *Werke in zehn Bänden*, Bd. 8, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1983, S. 233–620, hier: S. 394 [A 161]. Vgl. Thomä: „Leben als Teilnehmen“ (Anm. 1), S. 18 f.

11 Dieter Thomä: „Symbolisches und Diabolisches. Eine neue Deutung der Krisen moderner Gesellschaften in sozial- und sprachtheoretischer Perspektive“, in: *Leviathan* 34 (2006), S. 419–439, hier S. 434 f.

12 Schon Niklas Luhmann hat darauf – natürlich ohne kritische Absicht – hingewiesen. Vgl. Niklas Luhmann: *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1998, S. 236–247.

Bezug auf die „unsichtbare Hand“, weil sie eine Synergie auf einem niedrigen Niveau oder auf einer Schwundstufe zeigt. Es handelt sich um eine Interaktion, die – wie der junge Marx 1844 schreibt – nicht im Zeichen der „Verbindung“, sondern im Zeichen der „Absonderung“ steht.¹³ Marx' konservativer Wahlverwandter Thomas Carlyle beschreibt die minimalisierte Synergie 1843 folgendermaßen: „Wir nennen es *Gesellschaft*, und doch richten wir überall die totalste Trennung und Isolierung ein. Unser Leben ist nicht gegenseitige Unterstützung, sondern gegenseitige Feindseligkeit, unter gewissen Kriegsgesetzen ‚vernünftige Konkurrenz‘ und so weiter“.¹⁴

Genau genommen darf man Synergie und Sympathie aber nicht nur anhand der zwei Fälle vergleichen, die Smith in seinen zwei Hauptwerken in den Vordergrund stellt. Er schildert eine voll entfaltete Sympathie einerseits, eine minimalisierte Synergie andererseits. Es ist geboten, auch von einer minimalisierten Sympathie Kenntnis zu erlangen sowie umgekehrt zu prüfen, ob sich die Synergie über Smiths Minimalfall hinaus entwickeln kann. So kann man sich neben der minimalisierten Synergie, die unter dem Vorbehalt des aus der Gesellschaft herausgestellten Individuums stellt, auch eine minimalisierte Sympathie vorstellen.

Wenn nämlich die Sympathie darauf reduziert ist, dass jemand zwar mitleidet oder mitfühlt, dabei aber dem Erfahrungsraum des Leidenden oder Fühlenden fern bleibt, dann bleibt in diesem Fall das „Syn“ der Sympathie virtuell, es wird nicht ausgekostet, nicht wirklich erfahren. Die Sympathie bringt in diesem Fall die Gefahr der Herablassung mit sich, in der neben den Gleichklang von Leid und Mitleid die Überlegenheit des Gönners tritt. Dass sie herablassend oder, allgemein gesagt, asymmetrisch sei, ist der Sympathie vielfach vorgehalten worden. Charles Baudelaire lanciert den eindrucksvollsten Angriff gegen diese Herablassung: Sein berühmtes Prosa-Gedicht „Verprügeln wir die Armen!“ schildert, wie ein Bettler statt der milden Gabe Prügel bezieht, um dann auf diese „Gewaltkur“ mit unerwartet harter, quasi-revolutionärer Gegenwehr zu reagieren; gerade nicht durch Sympathie, sondern durch Antipathie oder Aggression erlangt er „seinen Stolz und das Leben“ zurück.¹⁵ Dass es nicht nur Schrumpfformen der Synergie, sondern auch Verfallsformen der Sympathie gibt, führt Baudelaire damit exemplarisch vor Augen. Umgekehrt kann man sich nicht nur die Sympathie, sondern auch die Syn-

13 Karl Marx: „Zur Judenfrage“ (1844), in: ders./Friedrich Engels, *Werke*, Bd. 1, Berlin: Dietz 1981, S. 347–377, hier S. 364: „Das Menschenrecht der Freiheit basiert nicht auf der Verbindung des Menschen mit dem Menschen, sondern vielmehr auf der Absonderung des Menschen von dem Menschen. Es ist das Recht dieser Absonderung, das Recht des beschränkten, auf sich beschränkten Individuums.“

14 Thomas Carlyle: „Past and Present“ (1843), in: ders.: *Works*, Bd. 6, New York, NY: Collier 1897, S. 215–500, hier S. 357: „We call it a Society; and go about professing openly the totalst separation, isolation. Our life is not a mutual helpfulness; but rather, cloaked under due laws-of-war, named ‚fair competition‘ and so forth, it is a mutual hostility.“ Ich verwende die Übersetzung von Friedrich Engels: „Die Lage Englands. ‚Past and Present‘ by Thomas Carlyle, London 1843“, in: Marx/Engels: *Werke* (Anm. 13), S. 525–549, hier S. 532.

15 Charles Baudelaire: „Verprügeln wir die Armen!“, in: ders.: *Sämtliche Werke*, Bd. 8, München: Hanser 1985, S. 297–299.

ergie in einer reicher entfalteten Form vorstellen. Dann wird nicht das Mitleiden oder Mitfreuen, sondern das Zusammenwirken oder An-einem-Strick-Ziehen gemeinsam erlebt und genossen. Bei diesem stärkeren Sinn von Synergie handelt es sich nicht nur um eine faktische Koinzidenz, ein punktuelles Zusammenspannen oder ein abstraktes Wissen vom Bewusstseinsstand des Anderen, sondern um dessen Einbeziehung, um ein Handeln als Mit-Handeln und Gemeinsam-Handeln.

Ich will nebenbei festhalten, dass für diese Aufwertung des „Syn“ oder „Mit“ eine Reihe stattlicher Zeugen aufzurufen wäre: Herder stützt sein – bereits zitiertes – Plädoyer für die „Mitteilung“ durch zahlreiche andere Voten: „*Sich allein* kann kein Mensch leben, wenn er auch wollte.“ – „Im Grad der Tiefe unsres Selbstgefühls liegt auch der Grad des Mitgefühls mit andern; denn nur uns selbst können wir in andre gleichsam hinein fühlen.“¹⁶ Dazu ließen sich Zeugnisse von David Hume, Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Karl Marx, John Dewey, George H. Mead, Ludwig Wittgenstein und vielen anderen ergänzen. So erklärt – um nur ein einziges Beispiel zu geben – David Hume die Sympathie zu einer Art Grund-Leiden-schaft, die zugleich als Basis-Tugend geteilten Lebens und menschlicher Verständigung taugt: „Welche anderen Affekte auch uns antreiben mögen, Stolz, Ehrgeiz, Geiz, Neugierde, Rachedurst oder sinnliche Begierde, die Seele, das belebende Prinzip in ihnen allen, ist die Sympathie. Sie alle hätten gar keine Macht, sähen wir bei ihnen gänzlich von den Gedanken und Gefühlen anderer ab.“¹⁷

Wenn wir bei Adam Smith stehen bleiben, dann gelangen wir zum „fellow-feeling“ im Bereich der Sympathie, aber nicht zum „fellow-feeling“ im Bereich der Synergie. Hier steht er auf der individualistischen Bremse. Die Gemeinschaftlichkeit, die Mitmenschlichkeit findet unter engen Vorgaben statt. Zu deren Bestimmung ist noch etwas Wichtiges zu ergänzen: Smith fügt sie nämlich in den Rahmen einer Theorie der Geschlechter ein. Dies ist deshalb von Belang für das hier verhandelte Thema, weil die Mann-Frau-Unterscheidung historisch mit der Tat-Gefühl- oder Handeln-Empfinden-Unterscheidung parallel geführt wird. Sie wird wiederum von der Differenz zwischen Synergie und Sympathie abgedeckt.

Von der Sympathie zur Synergie

Neben dem schönen Wort „fellow-feeling“ gibt es noch ein anderes Wort, das Smith als Synonym für Sympathie verwendet: „humanity“. Heute würde man im Englischen eher von „humaneness“, also von Menschlichkeit sprechen. „Menschlichkeit besteht [...] in dem äußerst feinen Mitgefühl [fellow-feeling], welches der

16 Johann Gottfried Herder: „Briefe zu Beförderung der Humanität“ (1793–1797), in: ders.: *Werke in zehn Bänden*, Bd. 7, Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker Verlag 1991, S. 9–806, hier S. 124. Ders.: „Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele“ (1778), in: ders.: *Werke in zehn Bänden*, Bd. 4, Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker Verlag 1994, S. 329–393, hier S. 361.

17 David Hume: *A Treatise of Human Nature* (1739/40), Oxford: Oxford University Press 1978, S. 363, dt.: S. 97. Vgl. Annette C. Baier: *Moral Prejudices*, Cambridge, MA: Harvard University Press 1994, S. 62.

Zuschauer gegenüber den Empfindungen der betroffenen Personen hegt“. ¹⁸ Ausgezeichnet wird eine Erfahrung des Miteinanders, die in Augenhöhe erfolgt. Diese Erfahrung steht neben jenen anderen Formen der Interaktion, in denen es eher darum geht, sich abzugrenzen, herauszustechen oder sich hervorzutun. Nun findet sich in der *Theory of Moral Sentiments* der bemerkenswerte Satz, „Menschlichkeit“ im Sinne der Sympathie sei „die Tugend der Frau“. Das klingt heftig, zumal im Englischen: „Humanity is the virtue of a woman“. ¹⁹ Statt – wie damals arg üblich – Mensch und Mann zu verwechseln, schlägt Smith die Menschlichkeit den Frauen zu. Die Frau ist bei Smith die Protagonistin des Mitgefühls, sie ist – so ist dies zu verstehen – eher geneigt als der Mann, sich in einen anderen Menschen einzufühlen. Smith hat dabei die Mutter vor Augen, die ganz im Einklang ist mit einem anderen Menschen – nämlich mit ihrem neugeborenen Kind. ²⁰

Dem Mann wird von Smith nicht „Menschlichkeit“ zugesprochen, er ist dadurch gekennzeichnet, dass er sich durch heldenhafte Taten hervortun, auftrumpfen, Größe zeigen oder großzügig sein will. Seine Tugend ist, so heißt es bei Smith, nicht „humanity“, sondern „generosity“. Das Wort *generosity* steht für Großzügigkeit, tendiert aber auch zum Großmännischen. Man könnte auch sagen: Die Männer wollen sich hervortun. Auch wenn die Männer sich in ihrer „generosity“ sonnen können, werden sie doch damit hadern, dass ihnen kurzerhand die „Menschlichkeit“ abgesprochen wird. Smith tröstet sie freilich damit, dass er ein Haar in der Suppe der „Menschlichkeit“ der Frauen findet. Ihnen wird vorgeworfen, sich zu sehr von Gefühlen und zu wenig von der Vernunft leiten zu lassen. ²¹ Hier wird wieder das Passive an der Sympathie herausgestellt. Die These von der mangelnden Vernunft- oder Handlungsfähigkeit der Frauen ist ein Topos jener Zeit. Manche Philosophen, die der Sympathie weniger gewogen sind als Smith, gehen gleichfalls von einem Junktum zwischen Sympathie und Weiblichkeit aus und meinen, dass man gerade deshalb von der Sympathie die Finger lassen sollte. So bezeichnet Immanuel Kant die weiblich konnotierte Sympathie als „pathologische Liebe“. ²² Im Pathologischen steckt wiederum das Passive.

Die Sympathie steht für eine Verbindung zwischen Menschen, die auf Gleichheit basiert. Sie steht für das „fellow-feeling“, in dem sich Menschen als Schicksals- oder Weggefährten verbinden. Nach Smith hat die Sympathie eine Schlüsselrolle bei dem Vorhaben „to promote the happiness of mankind“, also bei dem Vorhaben, das Glück der Menschheit zu befördern. ²³ Er hätte es gutgeheißen, wenn er gewusst hätte, dass Gabriel Tarde in seinen *Gesetzen der Nachahmung* 1890, rund

18 Smith: *Theory* (Anm. 1), S. 223, dt.: S. 326.

19 Smith: *Theory* (Anm. 1), S. 223, dt.: S. 326.

20 Smith: *Theory* (Anm. 1), S. 15, dt.: S. 7.

21 Smith: *Theory* (Anm. 1), S. 265, dt.: S. 383.

22 Immanuel Kant: „Kritik der praktischen Vernunft“ (1788), in: ders.: *Werke in zehn Bänden* (Anm. 10), Bd. 6, S. 103–302, hier S. 205 [A 148]. Vgl. zur Kritik am „Fühlen“ mit Bezug auf Hutcheson ders.: „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten“ (1785), in: ders.: *Werke in zehn Bänden*, Bd. 6, S. 7–102, hier S. 77 [A 91].

23 Smith: *Theory* (Anm. 1), S. 219, dt.: S. 321.

hundert Jahre nach Smiths Tod, auf ihn Bezug nimmt und die Nachahmung auf die Sympathie als „die erste Quelle der Soziabilität“ zurückführt.²⁴ Es kommt bei Smith also zu einer Spaltung zwischen gemeinschaftsfähiger, handlungsarmer Sympathie und einer Tatkraft, die individualistisch akzentuiert ist und ihre höchste Form in der Tugend der „generosity“ findet. Auf der Seite des *ergon* ist bei Smith Distinktion am Werk. Die Synergie wird, wie erwähnt, nicht voll entfaltet. Zugleich verzichtet Smith darauf, die Tragweite der Sympathie in der Praxis zu prüfen oder die Verwandlung vom sympathetischen ins synergetische „fellow-feeling“ zu avisieren. Insbesondere der Bereich der Politik würde sich für eine solche gemeinschaftliche Praxis anbieten; nach Smith steht ihr die handlungsschwache Sympathie aber fern.

Wenn man die Sache von der Seite der Sympathie her aufziehen wollte, dann müsste man sie so weit ausreizen oder hochreizen, dass sie sich der Synergie annäherte oder gar in Synergie verwandelte. Der Leitfaden, an dem diese Verwandlung erfolgen könnte, wäre das „fellow-feeling“. Wenn Smith im Kontext der Sympathie das „fellow-feeling“ anführt, hat man den Eindruck, dass er diesen Begriff unter Wert verkauft, denn er begnügt sich, wie oben zitiert, mit einem teilnahmevollen „Zuschauer“ oder einer Zuschauerin.

Begriffsgeschichtlich geschieht nun im späten 18. und 19. Jahrhundert etwas, das höchst bemerkenswert und nicht besonders gut erforscht ist: nämlich die Karriere der „fraternité“,²⁵ die die Sympathie an den Rand drängt. Man könnte versucht sein zu sagen, dass die „Brüderlichkeit“ einfach das Erbe der „Sympathie“ antrete. Mit christlicher Nächsten- und Bruderliebe scheint diese Erbfolge glatt zu funktionieren. Und doch gibt es hier einen Bruch – und dies machen die gerade angestellten geschlechtertheoretischen Überlegungen überdeutlich. Schließlich ist es schlecht möglich, dass sich eine – nicht nur von Smith! – durch und durch weiblich konnotierte Sympathie im Handumdrehen in eine durch und durch männliche Tugend, nämlich die Brüderlichkeit, verwandelt. Eine solche Geschlechtsumwandlung wäre des Guten zu viel. Die Brüder sind eben Brüder und nicht Geschwister. So ist auch die Ikonographie der Brüderlichkeit, die fast im Alleingang von Jacques Louis David²⁶ erfunden worden ist – in seinem epochalen „Eid der Horatier“ sowie in seiner Zeichnung vom Ballhauschwur 1789 –, unwiderruflich und ungebremst männlich. Brüderlichkeit ist eine Sache der Männer.

Meine These ist nun: Wenn man neben die starke Form der Sympathie eine starke Form der Synergie stellen will, dann landet man bei der Brüderlichkeit. Sie steht für einen Wechsel von Sympathie zu Synergie. Soweit ich weiß, ist dieser

24 Gabriel Tarde: *Die Gesetze der Nachahmung* (1890), Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2003, S. 103.

25 Vgl. Marcel David: *Fraternité et Révolution française 1789–1799*, Paris: Aubier 1987. Ders.: *Le Printemps de la Fraternité. Genèse et vicissitudes 1830–1851*, Paris: Aubier 1992. Mona Ozouf: „Liberté, Égalité, Fraternité“, in: Pierre Nora (Hg.): *Les Lieux de Mémoire*, Bd. 3, Paris: Gallimard 1997, S. 4353–4388. Vgl. Dieter Thomä: *Väter. Eine moderne Heldengeschichte*, München: Hanser 2008, S. 48–69.

26 Vgl. Ronald Paulson: *Representations of Revolution (1789–1820)*, New Haven, CT: Yale University Press 1983, S. 28–36.

Wechsel bislang noch nicht systematisch analysiert worden. Dies liegt wohl daran, dass man es versäumt hat, dem Tandem von Sympathie und Synergie gebührende Aufmerksamkeit zu widmen. Ich habe bereits festgestellt, dass Smith selbst jenen Wechsel von Mitleid und Brüderlichkeit zwar im „fellow-feeling“ gewissermaßen ‚an die Wand malt‘, ihn aber nicht vollzieht. Diese Leerstelle kann mit Hilfe eines anderen Philosophen, Jean-Jacques Rousseau, geschlossen werden, der genau diesen Schritt macht, ohne darüber freilich große Worte zu verlieren und ohne dass ihm – wie ich behaupten würde – klar wäre, was er da tut.

Rousseau ist bekanntlich, wie Smith, ein großer Theoretiker – und großer Freund – des Mitleids. Auch bei ihm wird das Mitleid breit gefasst, es geht weit über die „pitié“ hinaus und ist – im zweiten *Discours*, in der *Julie*, im *Émile* und in anderen Schriften – Gegenstand ausgedehnter Überlegungen. Auch bei Rousseau macht die Sympathie nicht gerade durch Tatendurst Furore. Es bleibt dabei, dass die Sympathie, wie weit und umfassend auch immer sie ausgelegt werden mag, aufgrund ihrer Wurzel in der *pathè* oder in der Passion an eine Grenze, eine gläserne Decke stößt. Im zweiten *Discours* erklärt Rousseau zum ersten, „daß der Zustand der Reflexion ein Zustand wider die Natur“ sei, und zum zweiten, dass das Mitleid „jeder Reflexion vorausgeht“. ²⁷ Damit ist in der Tat kein Handeln zu motivieren und kein Staat zu machen.

Immerhin lässt Rousseau in späteren Schriften die Annahme fallen, wonach sich die Sympathie in einer instinktiven, reflexhaften, eben nicht reflektierten Reaktion *erschöpfe*. Er vollzieht diesen Schwenk wohl deshalb, weil er einsieht, dass die Sympathie ohne einen Anteil von Reflexivität nicht sinnvoll beschrieben werden kann. ²⁸ Die homologe Reaktion des Mitleidenden erfordert immerhin, das Verhalten des anderen zu *verstehen*. Nur deshalb kann er sich in ihn hineinversetzen oder einfühlen, und hierzu bedarf er – wie Rousseau im späten *Essai sur l'origine des langues* betont – der Einbildungs- oder Vorstellungskraft, die ihrerseits genuiner Bestandteil menschlicher Reflexivität ist:

Unsere sozialen Gesinnungen entwickeln sich nur mit unseren Einsichten. Das Mitleid, obwohl dem menschlichen Herzen so natürlich, würde auf immer untätig bleiben ohne die Einbildungskraft, die es in Tätigkeit setzt. [...] Wer niemals nachgedacht hat, kann weder gütig noch gerecht noch mitleidig sein. Noch weniger kann er böse und rachsüchtig sein. Wer sich nichts vorstellen kann, fühlt nur sich selbst. Inmitten der Menschen ist er allein. ²⁹

²⁷ Jean-Jacques Rousseau: *Diskurs über die Ungleichheit/Discours sur l'inégalité* (1755), Paderborn: Schöningh 2008, S. 89 und 145. Ders.: *Ceuvres complètes*, Bd. III, Paris: Gallimard 1959–1995, S. 138 und 155.

²⁸ Es gibt in den Sympathie-Konzeptionen der angelsächsischen Moralphilosophie des 18. Jahrhunderts ähnliche Divergenzen: Man bezieht sich auf Reaktionen des Körpers ebenso wie auf Operationen der Einbildungskraft; Hume steht eher für die erste, Smith eher für die zweite Variante.

²⁹ Vgl. Jean-Jacques Rousseau: „Essai über den Ursprung der Sprachen“, in: ders.: *Musik und Sprache*, Leipzig: Reclam 1989, S. 99–168, hier S. 121. Ders.: *Ceuvres complètes* (Anm. 27), Bd. V, S. 395 f. Wenn Rousseau das Mitleid positiv mit der Fähigkeit des Menschen zur Einsicht verbindet, so schlägt er damit einen neuen Ton an; im *Discours* war die Sanftheit des natürlichen Menschen noch brüsk gegen die „lumières funestes“, die „unheilvolle Einsicht und Aufgeklärtheit“ des

„Man wird nur dann empfindsam“, heißt es im *Émile*, „wenn sich die Phantasie regt und beginnt, uns aus uns selbst heraustreten zu lassen.“³⁰ Bei der Sympathie handelt es sich also um das, was Rousseau ein „relatives [...] Gefühl“ nennt.³¹ Das ist für die Sympathie riskant, denn damit kommen auch all die relativen Gefühle auf die Bühne, die Rousseau überhaupt nicht goutiert, nämlich diejenigen, in denen Menschen sich böseartig miteinander vergleichen, vom Urteil anderer abhängig machen etc. Rousseaus Kampf für die Freiheit ist bekanntlich auch ein Kampf gegen die emotionale Abhängigkeit von der Welt, gegen die Übermacht eines relativen Gefühls, das die Menschen ins Netzwerk der Welt verstrickt. Aber er kann nicht bestreiten, dass es sich auch bei der Sympathie um ein solches relatives Gefühl handelt. Im *Émile* sagt Rousseau, das Mitleid sei „das erste Mitgefühl [sentiment relatif], das nach der Ordnung der Natur das Herz bewegt“.³² Die Sympathie ist für Rousseau gerade deshalb kostbar, weil sie ein relatives Gefühl ist, das nicht in die Fänge der Entfremdung führt.

Eine sympathetische Identifikation mit dem Anderen setzt voraus, dass die Beteiligten in einer bestimmten Hinsicht *gleich* sind. Mit dieser Gleichheit liegt die Sympathie quer zu jenen ruinösen relativen Bestimmungen, bei denen man sich mit anderen misst oder in der Konkurrenz mit anderen aufreißt. Diese Gleichheit enthält ein erhebliches politisches Potential. Einstweilen aber gilt: Die Sympathie ist *nur* ein Gefühl. Um jenes Potential zu entfalten, muss die Sympathie am Leitfaden der Gleichheit über sich selbst hinauskommen und jenseits des Raums privater, moralischer Haltungen eine politische Dynamik entwickeln. Für diese Dynamik steht der Übergang von Sympathie zu Synergie, von Mitleid zu Brüderlichkeit.

Die Sympathie ist bei Rousseau eine Domäne des noch nicht verdorbenen Naturmenschen. Dessen Niedergang, also auch den Niedergang der ungeplanten, ungewollten Sympathie hätte Rousseau nicht schöner beschreiben können als Friedrich Schiller: „Mitten im Schoße der raffiniertesten Geselligkeit hat der Egoismus sein System gegründet [...]. Stolze Selbstgenügsamkeit zieht das Herz des Weltmanns zusammen, das in dem rohen Naturmenschen noch oft sympathetisch schlägt, und wie aus einer brennenden Stadt sucht jeder nur sein elendes Eigentum aus der Verwüstung zu flüchten.“³³ Die Gegenoffensive zum Egoismus kann nur Kraft gewinnen, wenn die Sympathie sich transformiert. Sie bereitet die Erfahrung der Bindung und Gemeinsamkeit vor, die die Bürger im Gesellschaftsvertrag besiegeln: Die Bürger werden, wie Rousseau im *Contrat social* schreibt, zu einem „gemeinschaftliche[n] Ich“: Zum mitfühlenden, relativen Ich gesellt sich das repu-

bürgerlichen Menschen gesetzt worden. Vgl. Rousseau: *Diskurs* (Anm. 27), S. 191. Ders.: *Ceuvres complètes* (Anm. 27), Bd. III, S. 170.

30 Jean-Jacques Rousseau: *Emil oder über die Erziehung* (1762), Paderborn: Schöningh 1971, S. 224. Ders.: *Ceuvres complètes* (Anm. 27), Bd. IV, S. 506.

31 Rousseau: *Diskurs* (Anm. 27), S. 369. Ders.: *Ceuvres complètes* (Anm. 27), Bd. III, S. 219.

32 Rousseau: *Emil* (Anm. 30), S. 224. Ders.: *Ceuvres complètes* (Anm. 27), Bd. IV, S. 505.

33 Friedrich Schiller: „Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen“ (1795), in: ders.: *Sämtliche Werke*, Bd. 5, München: Hanser 1993, S. 570–669, hier S. 581.

blikanische „*moi commun*“.³⁴ Es wirkt stärker, entschiedener. Dieses „*moi commun*“ ist die voll entwickelte Form der Synergie des Zusammenwirkens, die Adam Smith nur unter dem individualistischen Vorbehalt marktwirtschaftlicher Kooperation in den Blick rückt. Man könnte zugleich sagen: Dieses „*moi commun*“ ist das Ergebnis eines Umschlags von Sympathie oder „*fellow-feeling*“ in Synergie. Es wird gemeinsam gehandelt, das Bewusstsein der Gemeinsamkeit ist beständig gegenwärtig, es handelt sich nicht um eine Koordination individueller Interessen im Sinne der synergetischen Schrumpfform des Marktes, sondern um eine Kooperation für die gemeinsame Sache.

Das „gemeinschaftliche Ich“ ist der wahre Repräsentant der Brüderlichkeit als politischer Synergie. Im Souverän, in dem sich die Bürger vereinigen, in dem sie zusammen handeln oder als eine Person handeln, gipfelt die Freiheit. Es ist eine tätige Freiheit, in diesem Sinne nach dem geschlechtertheoretischen Klischee eine quasi-männliche Freiheit, in deren Genuss dieses gemeinsame Ich kommt. Diese Brüderlichkeit wird im 19. Jahrhundert von einem anderen Begriff ersetzt, der die geschlechtertheoretische Restriktion der Brüderlichkeit hinter sich lässt: dem Begriff der Solidarität.³⁵ In ihm wird der Einsatz für eine Sache, das Am-Werk-Sein, das der Synergie im Gegensatz zur Sympathie eigen ist, sogar eher noch deutlicher als bei der Brüderlichkeit, die sich auch mit dem bloßen Genuss der Verwandtschaft begnügen könnte.

Der treueste Schüler von Rousseaus Synergie ist Hegel, der vom „*Ich*, das *Wir*, und *Wir*, das *Ich* ist“, spricht.³⁶ Für die Vergesellschaftung, in der die Menschen ihre Gemeinsamkeit entfalten, verlässt Hegel sich freilich in keiner Weise auf Sympathie. Er legt Wert darauf, dass die Vergesellschaftung nicht anders als auf dem Weg des Handelns erreicht wird. Umgesetzt und repräsentiert wird die Synergie durch einen besonders bevorzugten Stand innerhalb der Gesellschaft: Hegel nennt ihn in den *Grundlinien zur Philosophie des Rechts* den „allgemeinen Stand“.³⁷ In ihm sind subjektives Bewusstsein und allgemeine Sache unlöslich miteinander verbunden.

Zu beobachten sind zwei Formen der Vergesellschaftung: sympathetische und synergetische Vergesellschaftung. Sie unterscheiden sich durch den Modus des Verhaltens: Wenn im ersten Fall das Passive oder Passionierte im Vordergrund steht, also auch das Affektiertwerden durch andere, ist es im zweiten Fall das Aktive oder

34 Jean-Jacques Rousseau: *Vom Gesellschaftsvertrag oder Grundsätze des Staatsrechts* (1762), Stuttgart: Reclam 1985, S. 18. Ders.: *Ceuvres complètes* (Anm. 27), Bd. III, S. 361.

35 Zum Übergang von Brüderlichkeit zu Solidarität vgl. Kurt Bayertz: „Begriff und Problem der Solidarität“, in: ders. (Hg.): *Solidarität. Begriff und Problem*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1998, S. 11–53.

36 Georg Wilhelm Friedrich Hegel: *Phänomenologie des Geistes* (1807), Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1973, S. 145.

37 Georg Wilhelm Friedrich Hegel: *Grundlinien der Philosophie des Rechts* (1821), Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1970, S. 357 und 399 (§§ 205, 258).

Aktivistische.³⁸ Dieser Unterschied, der sich an den Verhaltens-Modi, dem Betroffensein oder Am-Werk-Sein, festmacht, führt zu einem wichtigen Befund.

Die Sympathie gilt einem anderen Menschen in seiner fragilen Existenz oder, wie es bei Rousseau heißt, in seinem „frêle bonheur“.³⁹ Sie ist also ungemein großzügig, man könnte auch sagen: pauschal oder wahllos. Sympathie kann man fast mit allen und jedem haben, mit Erdbebenopfern, aber auch mit Filmhelden oder Seehundbabys. Gerade deshalb gibt es übrigens eine Verbindung zwischen der überaus großzügigen, fast wahllosen Sympathie und der überaus großzügigen, aber höchst wählerischen Liebe: Was in der Sympathie als oft wahllose Großzügigkeit in der Zuwendung zum Anderen auftritt, ist in der Liebe eine gezielte Großzügigkeit, bei der man den geliebten Menschen mit Haut und Haaren, mit Stärken und Schwächen annimmt.

Bei der Sympathie stehen nicht die verschiedenen Ursachen oder Faktoren der leidenden oder gefühlten Betroffenheit im Mittelpunkt, sondern die Person, die leidet oder fühlt. Man hält sich nicht an die Lebens-Umstände, sondern an das Leben selbst. Wenn die Sympathie intransitiv ist, so ist die Synergie transitiv. Im Unterschied zur Sympathie kann man von Synergie nicht reden, ohne auch über die Ziele und Zwecke zu reden, die sich die Menschen beim Handeln setzen. Synergie ist gezielt, projekthaft. Es geht beim „fellow-feeling“, wenn es sich denn – wie etwa bei der revolutionären Brüderlichkeit – zur Synergie auswächst, um partikuläre Vorhaben und Ziele. Damit hat die Synergie – moralisch gesehen – gegenüber der Sympathie einen Startnachteil, denn die Sympathie kann sich darauf berufen, im Sinne von Smiths „humanity“ dem Menschen schlechthin zugeneigt zu sein. Eine Spezialisierung kommt allenfalls dann ins Spiel, wenn die Sympathie – wie geschildert – von der Erfahrung des bloßen Betroffenseins abgelöst und auf die Entfaltung spezifischer Passionen ausgelegt wird. Dann wird auch die Sympathie wählerisch, dann kann es passieren, dass man Sympathie nur für bestimmte Menschen, für bestimmte Anwendungen empfindet. Mit dieser passionierten, energischen Sympathie ist man bereits unterwegs zur Synergie. Diese Synergie ist nun nicht denkbar ohne Angabe der Werke, mit denen man es zu tun hat.

Dieses Verhältnis zum Werk ist wichtig für die moralische Beurteilung von Sympathie einerseits, Synergie andererseits. In beiden Fällen stellt sich eine Gemeinsamkeit her, die überhaupt die Vorbedingung für so etwas wie moralisches Verhalten ist. Man macht sich bereit für das Teilen von Haltungen, Überzeugungen etc. Die Großzügigkeit der Sympathie, in der man dem Leid des anderen Menschen zugetan ist, muss sich moralisch nicht rechtfertigen – oder allenfalls dann, wenn man die Sympathie von sich aus vorsätzlich eingrenzt und einschnürt. Bei der Synergie setzt der Rechtfertigungsbedarf jedoch früher ein. Man muss zeigen, dass es

38 In anderem Zusammenhang bemerkt Slaby: „Agency is empathy’s blind spot“. Vgl. Jan Slaby: „Empathy’s Blind Spot“, in: *Medicine, Health Care and Philosophy* 17 (2014) 2, S. 249–258, hier S. 249.

39 Zum „zerbrechlichen Glück“ oder „frêle bonheur“ Rousseau: *Emil* (Anm. 30), S. 222. Ders.: *Œuvres complètes* (Anm. 27), Bd. IV, S. 503. Vgl. Tzvetan Todorov: *Frêle bonheur. Essai sur Rousseau*, Paris: Hachette 1985.

hier nicht um eine Synergie bösartiger Energien geht, sondern um eine Synergie im Guten. Die Synergie soll nicht unter Schuften herrschen, sie muss sich als integrative Kraft bewähren, das Ziel, das im „Syn“ verfolgt wird, muss zur Ausweitung des „Syn“, zur Verallgemeinerung der Gemeinsamkeit taugen, wenn das „ergon“ als verdienstvoll gelten will.

Ich habe gezeigt, dass sympathetische und synergetische Formen der Vergesellschaftung voneinander unterschieden sind, ich habe aber auch auf die Übergänge zwischen ihnen hingewiesen. So wurde, wie gesehen, die revolutionäre, männliche Brüderlichkeit um 1800 in Abgrenzung gegen die weibliche Sympathie lanciert. Ungeachtet dieser entschiedenen Abgrenzung gab es aber auch schon damals Versuche der Vermittlung, also Versuche, mit denen die sozialen Energien beider Haltungen zugleich angezapft werden sollten. So steht Smiths in der Sympathie erfahrene Gleichheit Pate bei der Forderung nach der politischen Emanzipation, die allen Menschen zusteht; dies lässt sich sehr schön anhand der Smith-Rezeption des Marquis de Condorcet während der Französischen Revolution dokumentieren, der Smiths „sentiment of humanity“ direkt als „sentiment de l’humanité“ aufgreift und dieses Gefühl wiederum direkt in die politische Forderung nach der Durchsetzung der Menschenrechte übersetzt.⁴⁰ Rund fünfzig Jahre nach Condorcet kommt es auf andere Art zu einer Überblendung oder Verbindung sympathetischer und synergetischer Vergesellschaftung: Dann zieht der große Historiker Jules Michelet eine Parallele zwischen mütterlicher und brüderlicher Sozialität.⁴¹

Ausblick

Die Tragfähigkeit meiner Überlegungen zur Kombination verschiedener Formen sozialer Zusammengehörigkeit könnte mit Sigmund Freud überprüft werden, was ich nur in einem kurzen Ausblick skizzieren will. Bei Freud tritt die Sympathie im Zusammenhang mit der „Identifizierung“ auf, die auch er am paradigmatischen Fall der Beziehung zwischen Mutter und Kind festmacht. Sie weist eine „durch keinerlei egoistische Rücksicht gestörte, unwandelbare Zärtlichkeit“ auf.⁴² Weit über diese spezielle Konstellation hinausgehend schreibt Lou Andreas-Salomé in einem Brief an Freud, der freilich kein Echo bei ihm findet, von einem „Sympathieverlangen“ des Menschen, dessen Enttäuschung eine Ursache neurotischen

40 Vgl. Dieter Thomä: „Das Private ist politisch, das Politische ist privat“, in: *Behemoth* 4 (2011) 3, S. 23–56, hier S. 37–41. Ders.: *Väter* (Anm. 25), S. 112–114.

41 Diese Konstellation ist bislang schlecht erforscht; ich muss mich hier mit Hinweisen begnügen. Zu Brüderlichkeit und Weiblichkeit bei Michelet vgl. Richard R. Chase: „Jules Michelet and the Nineteenth-Century Concept of Insanity: A Romantic’s Reinterpretation“, in: *French Historical Studies* 17 (1992), S. 725–746, hier: S. 730, 733, 744. Zu Michelets Ideal des „androgynen Menschen“ vgl. Roland Barthes: *Michelet* [1954], Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1984, S. 195.

42 Sigmund Freud: „Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse“ (1916–17), in: ders.: *Gesammelte Werke*, Bd. XI, Frankfurt a. M.: Fischer 1960–1987, S. 1–497, hier S. 210. Vgl. ders.: „Das Unbehagen in der Kultur“ (1930), in: ders.: *Gesammelte Werke*, Bd. XIV, S. 419–506, hier S. 473.

Verhaltens bilde. Ihren Überlegungen zum „Sympathieausdruck“ und zum „Hingebungsverlangen“ hat sie in einem *Imago*-Aufsatz aus dem Jahr 1914 eine systematische Form gegeben.⁴³ Immerhin: Freuds ebenso pathetische wie vage Anrufung des „ewige[n] Eros“, der das „Zusammenleben“ der Menschen befrieden könnte, ist als Suchmeldung in Richtung auf sympathetische Identifizierung zu werten.⁴⁴ Daneben tritt bei ihm die *synergetische* Identifizierung. Ihr entspricht in Freuds Repertoire am ehesten das „Gemeingefühl“ und die „demokratische Gleichstellung“,⁴⁵ durch die sich der Bund der Brüder in dem Moment auszeichnet, da er nicht mehr oder nicht schon wieder von inneren Konflikten zerrissen wird.

Meine abschließende Hypothese lautet: Eine Gesellschaft, die nur sympathetisch oder nur synergetisch operiert, bleibt defekt. Es bedarf des Ausgleichs, der Balance zwischen der unwillkürlichen, ungerichteten Berührbarkeit und Betroffenheit einerseits, der willkürlichen, treffsicheren Gerichtetheit und Anteilnahme andererseits. Beide Haltungen zusammen stehen gemeinsam gegen ein Drittes – gegen den Rückzug auf sich selbst, an den sie in ihren minimalisierten Formen grenzen, gegen die „stolze Selbstgenügsamkeit“, von der Schiller – wie zitiert – gesprochen hat. Diese Selbstgenügsamkeit ist für Sympathie und Synergie gleichermaßen ein Stein des Anstoßes. Dieser Stein ist in der modernen Gesellschaft erschreckend groß.

43 Sigmund Freud/Lou Andreas-Salomé: *Briefwechsel*, Frankfurt a. M.: Insel 1966, S. 9 (Brief vom 9.11.1912). Vgl. Lou Andreas-Salomé: „Zum Typus Weib“, in: *Imago* II (1914), S. 1–14, hier S. 9.

44 Freud: „Das Unbehagen in der Kultur“, in: ders.: *Gesammelte Werke* (Anm. 41), Bd. XIV, S. 419–506, hier S. 506.

45 Freud: „Warum Krieg?“ (1933), in: ders.: *Gesammelte Werke* (Anm. 41), Bd. XVI, S. 11–27, hier S. 23. Ders.: „Totem und Tabu“ (1912–13), in: ders.: *Gesammelte Werke* (Anm. 41), Bd. IX, S. 1–206, hier S. 179.